

**BERNARD
MINIER**
WOLFSBEUTE
PSYCHOTHRIILLER

Aus dem Französischen von
Antoinette Gittinger

DROEMER 

Die französische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»N'éteins pas la lumière« bei XO Éditions.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Deutsche Erstausgabe August 2016

© XO Éditions 2014. All rights reserved.

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München.

Aus folgenden Werken wurde mit freundlicher Genehmigung zitiert:
Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz. Aus dem Französischen von
Hans-Magnus Enzensberger.

© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München.

Ossip Mandelstam: Tristia. Gedichte 1916–1925. Aus dem Russischen
übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli.

© 1994 Ammann Verlag AG, Zürich. Alle Rechte vorbehalten.

S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Elsbeth Ranke

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: plainpicture/Anja Weber-Decker; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30458-7

OUVERTÜRE

BIAŁOWIEŻA-URWALD, AN DER POLNISCH-WEISSRUSSISCHEN GRENZE

Er stapfte mitten durch den Wald. Trotz des Schneesturms. Die Kälte war so eisig, dass er mit den Zähnen klapperte. Eiskristalle verklebten seine Augenbrauen und Wimpern; der Schnee bildete Krusten auf seinem Daunenanorak und der feuchten Wolle seiner Skimütze. Selbst Rex hatte Mühe, auf der dichten Schneedecke voranzukommen, sank bei jedem Sprung bis zum Bauch ein. Der Hund bellte in regelmäßigen Abständen, wohl um ihm seine Missbilligung kundzutun, und das Gebell hallte als Echo wider. Von Zeit zu Zeit schüttelte er sich, als käme er gerade aus dem Wasser, und ließ eine Wolke von Pulverschnee und Eisnadeln von seinem schwarz-ockerfarbenen Fell aufwirbeln. Seine schlanken, muskulösen Pfoten hinterließen auf dem weißen Schneeboden tiefe Spuren, sein Körper eine langgezogene weiche Furche wie von einem Plastikschlitten.

Die Nacht brach herein, und Wind kam auf. *Wo war sie?* Wo war die Hütte? Er blieb stehen und atmete durch. Er keuchte, sein Atem ging rauh. Unter seinem Anorak und dem Pullover war sein Rücken feucht von Schweiß. Der Wald wirkte auf ihn wie ein lebendiges Wesen – das Rascheln der schneebedeckten Zweige, die sich im Wind bewegten, das trockene Knacken, wenn sich die Rinde unter der beißenden Kälte spaltete, das Flüstern des Nordwinds, das in seinen Ohren gelegentlich überlaut anschwell, das leise Geplätscher eines Bachs, der noch nicht ganz zugefroren war. Und dann das Knirschen seiner Sohlen, der Takt seiner

Schritte. Er stapfte mit weit ausholenden Bewegungen durch den Schnee und musste immer mehr kämpfen, um nicht im Schnee zu versinken. Und diese Eiseskälte! Noch nie in seinem ganzen Leben war ihm so kalt gewesen.

Durch den Schleier der Dämmerung und der Schneeflocken, die ihm in den Augen brannten, entdeckte er etwas im Schnee vor sich. Metallisches Blinken, zwei gezackte Eisenringe. *Eine Falle*. Eine dunkle Masse zwischen den stählerne Zangen.

Einen Moment lang überkam ihn ein nicht definierbares Unbehagen: Das, was da lag, erinnerte nicht mehr an ein Lebewesen. Es war angefressen, zerrissen und zerfetzt worden. Dickflüssiges, mit Fellhaaren vermishtes Blut besudelte den weißen Schnee um die Falle. Dazu kleine Knochen und rosige Gedärm, bedeckt mit einer zarten Schicht Rauhreif.

Er war noch ganz in die Betrachtung der Falle versunken, als das Geheul begann, ihn bis ins Mark erschütterte. Er erinnerte sich nicht, so etwas je gehört zu haben – derart erfüllt von Schrecken, Schmerz, ein übermenschliches Gebrüll. Nein, kein Mensch wäre fähig gewesen, einen solchen Laut auszustößen. Es kam tief aus dem Wald, direkt vor ihm. *Nicht weit weg ...* Das Blut gefror ihm in den Adern, als das Geheul erneut die abendliche Stille zerriss, und seine Haare sträubten sich. Dann erstarb der Schrei in der Abenddämmerung, wurde vom eiskalten Nordwind davongetragen.

Einen Moment lang schien es wieder still zu werden. Dann erhob sich weiteres Geheul. Vielstimmiger diesmal, und entfernter: Von rechts, von links, von *überall* drang es aus dem Wald, der inzwischen ganz in Dunkelheit gehüllt war.

Wölfe ... Ein Schauer durchlief ihn von Kopf bis Fuß. Doch dann setzte er sich wieder in Gang. Er machte noch größere Schritte, voll verzweifelter Energie, immer in die Richtung, aus der das Geheul gekommen war.

Und da sah er sie. Die Hütte. Ihre dunklen, geduckten Umrisse, wo sich die Bäume in einer Art natürlicher Lichtung öffneten. Die letzten Meter auf dem eisglatten Boden überwand er fast im Laufschrift. Rex schien etwas gewittert zu haben, denn er sprang hoch und bellte.

»Rex, warte! Hierher, Rex. REX!«

Aber der Deutsche Schäferhund war bereits durch die Tür geschlüpft, die eine hohe Schneeverwehung halb offen hielt. Auf der Lichtung herrschte ungewöhnliche Stille. Plötzlich drang aus dem tiefsten Wald ein noch mächtigeres Geheul, gefolgt von wildem Gekläff: kehliges Knurren von einem Tier zum anderen. Und immer näher bei ihm. Er ging auf die Hütte zu, stieg über die Schneewehe hinweg und betrat die Hütte. Ihn empfing das gelblich warme Licht einer Sturmlaterne, die das Innere beleuchtete.

Er wandte den Kopf und erstarrte. Der Schock traf ihn wie ein eisiger Dolch.

Er schloss die Augen. Öffnete sie.

Unmöglich. Das kann nicht wahr sein. Ich träume wohl. Das kann nur ein Traum sein.

Dort lag Marianne. Nackt auf einem Tisch, mitten in der Hütte. Ihr Körper war noch warm, er dampfte regelrecht in der klirrend kalten Luft. Hirtmann konnte wohl nicht weit sein, überlegte er. Einen Augenblick lang war er versucht, ihm sofort nachzulaufen. Er merkte, dass er am ganzen Leib zitterte, dass er am Rand eines dunklen Abgrunds stand, kurz vor der Ohnmacht oder davor, den Verstand zu verlieren. Nahe am Kreislaufkollaps. Er machte einen Schritt. Und noch einen. Zwang sich, hinzusehen. Mariannes Oberkörper klaffte von der kleinen Mulde unter dem Hals bis zur Leiste auseinander. Allem Anschein nach war sie *bei lebendigem Leibe* aufgeschlitzt worden, denn sie hatte viel Blut verloren. An den Seiten war ihr Oberkörper in glänzendes

Rot getaucht. Der Holztisch, auf dem sie lag, und die rohen Bodenbretter waren fast völlig mit dickem Blut überzogen, das ebenfalls noch dampfte. Ihr Henker hatte ihr dann die Haut abgezogen und den Brustkorb darunter geöffnet. Die Organe schienen unversehrt zu sein, nur eines fehlte ... *Das Herz ...* Hirtmann hatte es behutsam auf Mariannes Schambein gelegt, bevor er gegangen war. Das Herz war noch wärmer als die anderen Organe. Servaz beobachtete, wie weißer Dunst in der eisigen Luft der Hütte aufstieg. Er wunderte sich, dass er keine Übelkeit, keinen Ekel verspürte. Irgendetwas stimmte nicht. Er hätte bei diesem Anblick Blut und Galle erbrechen müssen. Heulen und schreien hätte er müssen. Doch alles, was er empfand, war eine seltsame Apathie. Da fing Rex an zu knurren und fletschte die Zähne. Er wandte sich zu dem Tier um. Mit gestäubtem Fell blickte es durch die halb geöffnete Tür. Gleichzeitig drohend und *verängstigt*.

Er spürte Eiseskälte in sich aufsteigen.

Er trat an die Tür, riskierte einen Blick nach draußen.

Da waren sie. Auf der Lichtung. Umstellten die Hütte. Acht zählte er. *Acht Wölfe*. Ausgemergelt und hungrig.

Marianne ...

Er musste sie bis zum Auto schleppen. Er dachte an seine Waffe, die er im Handschuhfach vergessen hatte. Rex hörte nicht auf zu knurren. Er ahnte die Angst und die Anspannung des Tiers und tätschelte ihm beruhigend den Kopf. Spürte, wie die Muskeln unter seinem Fell zitterten.

»Guter Hund«, brummte er mit zusammengepressten Zähnen, ging in die Hocke und umarmte Rex.

Das Tier blickte ihn mit seinen bernsteinfarbenen Augen so sanft und so ergeben an, dass ihm die Tränen kamen. Die warme Flanke des Schäferhunds drängte sich sanft gegen ihn. Servaz wusste, dass es nur eine Möglichkeit gab, heil

hier herauszukommen. Und das war das Traurigste, das Schwierigste, was er je hatte tun müssen.

Er wandte sich wieder dem Tisch zu, nahm das Herz und legte es in Mariannes Brust zurück. Er schluckte schwer, schloss die Augen und nahm den nackten, blutenden Körper hoch. Er war leichter als gedacht.

»Los, Rex, wir gehen«, sagte er entschlossen und steuerte auf die Tür zu.

Der Hund gab ein rauhes Protestgebell von sich, folgte aber, nicht ohne wieder zu knurren, das Hinterteil am Boden, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt und die Ohren hängend.

Die Wölfe lauerten im Halbkreis.

Ihre gelben Augen glühten. Rex' Fell sträubte sich immer weiter. Und wieder fletschte er die Zähne. Die Wölfe knurrten noch heftiger zurück – die Mäuler weit aufgerissen, die Lefzen über angsteinflößenden Fangzähnen hochgezogen. Rex bellte sie an. Einer gegen acht. Ein Haustier gegen wilde Räuber. Er hatte nicht die geringste Chance.

»Los, Rex«, forderte er ihn dennoch auf. »Los, fass!«

Tränen rollten ihm über die Wangen, seine Unterlippe zitterte, und in Gedanken heulte er: *Nein! Geh nicht! Tu es nicht, hör nicht auf mich!* Der Hund bellte mehrmals kräftig, rührte sich aber nicht von der Stelle. Er war auf Gehorsam dressiert worden, aber dieser Befehl widersprach allzu sehr seinem Überlebensinstinkt.

»Fass, Rex, fass!«

Und doch kam der Befehl von seinem Herrn, seinem verehrten Herrn, für den kein menschliches Wesen jemals so viel Liebe, Treue und Respekt empfinden würde wie er.

»UM HIMMELS WILLEN, FASS!«

Der Hund hörte den Zorn in der Stimme seines Herrn. Und dahinter noch etwas. Er wollte ihm helfen. Ihm seine

Anhänglichkeit beweisen und seine Ergebenheit, auch wenn er Angst hatte.

Da griff er an.

Anfangs schien er fast im Vorteil zu sein, als einer der Wölfe – sicherlich der Anführer des Rudels – sich auf ihn stürzte. Rex wich ihm geschickt aus und ging ihm an die Gurgel. Der Wolf heulte vor Schmerz. Die anderen wichen im Schnee vorsichtig einen Schritt zurück. Die beiden Tiere verkeilten sich ineinander. Auch Rex war wieder zur Bestie, zum wilden, blutrünstigen Tier geworden.

Servaz konnte nicht länger warten.

Er machte kehrt und setzte sich in Bewegung. Die Wölfe achteten nicht mehr auf ihn. Zumindest im Augenblick. Er lief den Weg zwischen den Bäumen zurück, Marianne auf den Armen, seinen Anorak voller Blut, das Gesicht tränenüberströmt. Hinter sich hörte er die ersten Schmerzensschreie seines Hundes, das immer lautere Knurren der Wolfsmeute. Das Blut gefror ihm in den Adern. Rex heulte schrill auf, voller Schmerz und Angst. *Rex rief ihn zu Hilfe*. Er biss die Zähne zusammen und beschleunigte seine Schritte. Noch dreihundert Meter ...

Ein letztes Winseln in der stürmischen Nacht.

Rex war tot, das schloss er aus der folgenden Stille. Er fragte sich, ob sich die Wölfe mit diesem Sieg zufriedengeben oder ob sie seine Verfolgung aufnehmen würden. Nur allzu schnell erhielt er die Antwort. Hinter ihm keuchten sie, mitten im Sturm. Zumindest ein Teil der Wölfe hatte die Jagd wieder aufgenommen. Und dieses Mal war die Beute er.

Das Auto ...

Es stand auf dem Weg, knapp hundert Meter von hier. Eine Schneeschicht hatte sich bereits darauf gebildet. Er lief noch schneller, keuchte, und die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Das Knurren war jetzt direkt hinter ihm. Er wirbel-

te herum. Die Wölfe hatten ihn eingeholt. *Vier von acht ...* Ihre wässrigen gelben Augen starrten ihn an, taxierten ihn. Nie und nimmer würde er es bis zum Auto schaffen. Es war zu weit. Mariannes Leiche in seinen Armen wurde immer schwerer.

Sie ist tot. Du kannst nichts mehr für sie tun. Aber dich kannst du noch retten ...

Nein! Er wehrte sich gegen diesen Gedanken. Er hatte schon seinen Hund geopfert. Er spürte noch ihre Wärme an seiner Brust. Er spürte, wie ihr warmes Blut auf seine Jacke sickerte. Er hob die Augen zum Himmel. Wie Sterne fielen ihm die Schneeflocken entgegen, als löste der Himmel sich auf, als stürzte das ganze Universum auf ihn herunter, um ihn zu verschlingen. Er brüllte vor Wut, vor Verzweiflung. Das aber schien die Wölfe nicht zu beeindrucken. Die ausgehungerten Tiere wollten nicht länger warten, sie spürten, dass sie von dieser einsamen Beute nicht viel zu befürchten hatten. Sie konnten seine Angst wittern – und vor allem das Blut, das von dieser zweiten Beute in Strömen herunterrann. Zwei Festmahle in einem. Übermächtig war ihr Hunger, ihre Aufregung. Sie kamen näher.

»Haut ab! Fahrt zur Hölle! Ihr Dreckskerle, haut ab!«

Er überlegte, ob er das tatsächlich gebrüllt hatte – oder ob er nur innerlich heulte.

Tu es. Jetzt! Ihr kannst du nicht mehr helfen. Tu es.

Dieses Mal hörte er auf seine innere Stimme. Er ließ Mariannes Beine los, so dass die Füße auf den Schnee fielen, und griff mit der Hand in ihren Brustkorb. Seine Finger griffen nach dem noch warmen, zuckenden Herzen und zogen es aus der klaffenden Wunde. Er ließ es unter seinen Anorak gleiten, drückte es gegen seine Brust, an sein eigenes Herz. Er spürte, wie das Blut auf seinen Pullover tropfte. Dann ließ er sie in den Schnee fallen. Der bleiche, nackte Körper versank

lautlos in diesem Leichentuch. Er trat drei Schritte zurück. Langsam. Ohne zu zögern stürzten die Wölfe sich auf sie. Er machte auf dem Absatz kehrt und floh. Gelangte zum Auto. Obwohl die Tür entriegelt war, meinte er kurz, die Kälte habe die Tür zugefroren. Mit aller Kraft zerrte er mit seinen blutverschmierten Fingern an der Autotür. Wäre fast auf den Rücken gefallen, als die Tür plötzlich knirschend aufsprang. Er rutschte auf den Fahrersitz. Seine Hand zitterte heftig in dem blutroten, klebrigen Handschuh, als er den Schlüssel hervorzog und ihn beinahe zwischen die Sitze hätte fallen lassen.

Er warf einen Blick in den Rückspiegel, bemerkte plötzlich, dass jemand auf dem Rücksitz saß. Er wusste, dass er auf dem besten Weg war, den Verstand zu verlieren. *Nein, das war doch nicht möglich!* Doch sie öffnete den Mund.

»Martin«, flehte sie.

»MARTIN! MARTIN!«

Er zitterte. Öffnete die Augen.

Er hing auf dem alten, abgenutzten Ledersessel. Rex leckte die Handfläche seiner rechten Hand, die über die Armlehne baumelte.

»Hau ab«, sagte die Stimme zum Hund. »Nerv jemand anderen! Martin, alles okay?«

Rex zog sich schwanzwedelnd zurück. Suchte sich einen anderen Spielgefährten. Schließlich gab es genug davon. Rex gehörte allen und niemandem, er war der eigentliche Hausherr hier. Servaz schüttelte sich wie der Hund in seinem Traum. Sein Blick heftete sich auf den Fernseher vor ihm, wo gerade eine Reportage über das französische Weltraumprogramm gezeigt wurde. Er erkannte die riesige Weltkarte in der Cité de l'Espac im Osten von Toulouse, die nachts mit einem blauen Leuchtstreifen die Umrisse der Kontinente

nachzeichnete. Dann die Gebäude des Instituts für Luft- und Raumfahrt in Jolimont, auf dem anderen Bergabhang, der die Innenstadt überragte.

Abgesehen von Élise war Servaz allein im Aufenthaltsraum. Er merkte, dass er, wohl überwältigt von der Wärme, die an diesem endlosen Winternachmittag in dem Gebäude herrschte, vor dem Fernseher eingeschlafen war.

Er sah hinüber zu den großen Glasfenstern, nach draußen, wo die Sonne den ganzen Vormittag auf die weiße Landschaft geschienen hatte. Während dieser geruhsamen Stunden mit dem Kaffeeduft, der in den Gängen hing, dem Lachen der Angestellten und dem großen geschmückten Tannenbaum, dazu noch das strahlende Weiß der Landschaft, hatte er ein wenig zu seiner Kinderseele zurückgefunden.

Kurz nach dem Mittagessen im Gemeinschaftsraum hatte sich die Sonne hinter die Wolken zurückgezogen. Ein kalter Wind war aufgekommen, die kahlen Zweige bewegten sich auf und ab, und das Thermometer war von 5 °C auf minus 1 °C gefallen.

Servaz hatte es sich in seiner gedrückten Stimmung in einem Sessel vor dem stummgeschalteten Fernseher bequem gemacht und war in einen Schlaf voller Alpträume hinübergedämmert.

»Sie haben wohl schlecht geträumt«, sagte Élise. »Sie haben nämlich geschrien.«

Er sah sie an, immer noch völlig benommen. Er fröstelte. Da war wieder der große verschneite Wald, die Hütte, die Wölfe ... *Und Marianne*. Der Alptraum, der keiner war ... Welche Hoffnung blieb ihm denn? Antwort: keine.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«

Élise, die rundliche Vierzigerin mit den strahlenden Augen, war die einzige Mitarbeiterin im Reha-Zentrum, die er mochte. Und sicherlich war sie auch die Einzige, die *ihn* er-

trug. Die anderen waren ehemalige Polizisten, die einmal zur Kur gekommen waren und dann selbst beim Sozialen Dienst der Polizei geendet hatten. Sie hörten den anderen Insassen voller Aufmerksamkeit zu, zeigten Anteilnahme und Mitgefühl. Ihn aber mochten sie nicht, weil er sich weigerte, das Spiel mitzuspielen. Sich zu verbrüdern. Sein Schicksal zu bejammern. *Mitzuarbeiten ...*

Im Gegensatz zu den anderen Insassen erwartete Élise nichts von ihm.

Und sie hatte nie bei der Polizei gearbeitet. Ihr Mann, der sie jahrelang demütigte, bedrohte und »herumschubste«, beging eines Tages den Fehler, sie und ihren Sohn nach einem geringfügigen Streit in stockdunkler Nacht mitten in der Pampa auszusetzen und allein mit dem Auto davonzufahren; damals hatte sie beschlossen, sich scheiden zu lassen. Danach hatte er sie weiterhin Tag und Nacht mit Anrufen belästigt, hatte ihr nach der Arbeit oder beim Supermarkt aufgelauert, sie angefleht, ihn wieder aufzunehmen; er hatte ihr mit der Entführung ihres Sohnes gedroht oder damit, sie beide umzubringen und anschließend sich selbst. Einmal hatte er sie auf dem Parkplatz so heftig gestoßen, dass sie mit dem Kopf gegen die Stoßstange ihres Autos fiel und das Bewusstsein verlor. Und das alles vor den Augen ihres Sohnes. Der Richter traf daraufhin Anordnungen zu ihrem Schutz und verbot ihrem Ex-Mann jede Annäherung. Das hielt ihn aber keineswegs ab, sie weiter zu bedrohen. Der Ehemann hatte nämlich schon einschlägige Erfahrungen mit der Justiz und wusste, dass solche Erlasse selten überprüft wurden. Élise hatte dann diesen Job im polizeilichen Reha-Zentrum gefunden, wo sie sich schnell bei allen beliebt gemacht hatte. Irgendwann vertraute sie einigen der Patienten ihre Probleme an. Von heute auf morgen wurde der Ex-Ehemann von Polizisten beschattet, die ihn regelmäßig aus fadenscheini-

gen Gründen aufsuchten, ihn morgens, mittags und abends an seinem Arbeitsplatz anriefen, vorbeikamen und ihn *freundschaftlich* begrüßten, mindestens zweimal pro Woche vor seinem Haus parkten und ihn auf der Straße in Anwesenheit der Nachbarn ansprachen, ihn duzten und irgendetwas von ihm wollten. Manchmal schubsten sie ihn auch ein wenig – allerdings viel weniger, als er Élise geschubst hatte. Er drohte, sie wegen Belästigung anzuzeigen, unternahm aber nichts. Allerdings hörte er auf, Élise und ihr Kind zu belästigen. Als ihr Ex-Mann aus ihrem Leben verschwunden war, wurde Élise wieder zu der, die sie vor dieser Beziehung gewesen war: eine energische Frau mit ansteckendem Lachen und voller Lebensfreude.

»Ihre Tochter hat angerufen.«

Servaz betrachtete sie mit hochgezogener Augenbraue.

»Sie haben geschlafen, da wollte sie Sie nicht stören«, fügte sie hinzu. »Sie meinte aber, sie käme demnächst mal vorbei.«

Mit der Fernbedienung schaltete er den Fernseher aus und stand auf. Er betrachtete seinen abgewetzten Pullover, der sich an den Ellbogen und Handgelenken aufzulösen begann; richtig, morgen war ja Weihnachten.

»Vielleicht könnten Sie sich bei der Gelegenheit rasieren«, schlug sie leicht verschwörerisch vor.

Er schwieg kurz.

»Und wenn nicht?«

»Dann bestätigen Sie, was fast jeder hier über Sie denkt.«

Er runzelte die Stirn.

»Und was denkt fast jeder?«

»Dass Sie ein ungehobelter Klotz sind, ein unerträglicher Kerl.«

»Und Sie denken das auch?«

Sie zuckte die Schultern.

»Das kommt drauf an ...«

Er lachte, und sie stimmte ein und ging weiter. Aber sobald sie verschwunden war, blieb Servaz das Lachen im Hals stecken. Was die anderen über ihn dachten, war ihm egal, aber er wollte nicht, dass Margot ihn in diesem Zustand sah. Das letzte Mal hatte sie ihn vor drei Monaten hier besucht: Die Verlegenheit und die Traurigkeit im Blick seiner Tochter gingen ihm immer noch nach.

Er durchquerte die Eingangshalle und stieg die Treppe hinauf. Sein Zimmer lag direkt unter dem Dach. Es hatte gerade einmal neun Quadratmeter, das Bett war genauso schmal wie das des heimlichen Ithaka-Heimkehrers Odysseus; dazu noch ein Schrank, ein Schreibtisch, ein Bücherregal: Plautus, Cicero, Livius, Ovid und Seneca ... Eine spartanische Ausstattung, aber mit einem schönen Blick auf die Felder und Wälder, selbst im Winter.

Er zog seinen alten Pullover und das T-Shirt darunter aus, schlüpfte in ein sauberes Hemd und einen Pullover, zog seinen Daunenanorak an, griff nach einem Schal und Handschuhen. Dann ging er die Treppe hinunter bis zur Eingangshalle und steuerte auf die Hintertür zu, die in die makellos reine Schneelandschaft führte.

Schweigend marschierte er über die weiße Fläche bis zu dem Wäldchen. Er atmete die feuchte, kühle Luft ein. Keine Spuren im Schnee. Noch niemand war vor ihm hier gewesen.

Unter den Bäumen mit den schneebedeckten Stämmen stand eine steinerne Bank. Mit dem Handschuh fegte er den Schnee beiseite und nahm Platz. Spürte die Feuchtigkeit und Kälte unter dem Hintern.

Raben zogen ihre Wachrunden am Himmel. Er war fast vom selben Grau wie die übrige Landschaft.

Seine Gedanken waren genauso düster wie das Gefieder der Raben. Er legte den Kopf in den Nacken, holte tief Luft und stellte sich wieder einmal *ihr* Lächeln vor, das für immer

in seinem Gedächtnis verankert war. Vor einem Monat hatte er, ohne den Arzt zu fragen, die Antidepressiva abgesetzt. Plötzlich bekam er Angst, die Dunkelheit könnte ihn von neuem verschlingen.

Vielleicht wollte er zu schnell voran ...

Er wusste, das Problem, das ihm zu schaffen machte, konnte ihn töten, er kämpfte ums nackte Überleben. Er wehrte sich gegen eine schlimme Depression. Doch je mehr er sich wehrte, desto mehr wanden sich die unheilvollen Fesseln um ihn wie eine Schlinge. Er fragte sich angstvoll, wie lange er ein solch zerstörerisches Leiden wohl noch ertragen könnte.

Derart radikal war es.

Vor sechs Monaten hatte er ein UPS-Paket nach Hause geliefert bekommen. Der Absender war ein gewisser M. Osoba, wohnhaft in Przewłoka, einer Ortschaft im Osten Polens, mitten im Wald, in der Nähe der weißrussischen Grenze. Der Karton enthielt noch ein zweites Päckchen in einer Isotherm-Verpackung. Servaz fühlte, wie sein Puls raste, als er mit einem Küchenmesser das Wachssiegel aufschnitt. Er wusste nicht mehr, was er erwartet hatte. In Anbetracht der Größe des Pakets vermutlich einen abgeschnittenen Finger oder sogar eine Hand. Aber was er vorfand, war noch viel schlimmer ... Es war rot, das leuchtende Rosenrot frischen Fleisches, in Form einer großen Birne. *Ein Herz* ... Ganz offenbar ein menschliches Herz. Die beigefügte Notiz war nicht auf Polnisch, sondern auf Französisch geschrieben:

Deines hat sie gebrochen, Martin. Ich dachte mir, du würdest dich danach befreit fühlen. Natürlich wirst du anfangs leiden. Aber du brauchst sie nicht mehr zu suchen, nicht mehr zu hoffen. Denk daran.

Herzlich,

J.H.

Eine letzte Hoffnung. Winzig, schwankend.

Nämlich dass es sich um einen schlechten, schrecklichen Scherz handeln könnte – um das Herz einer anderen Person. Das mikrobiologische Labor der Kriminalpolizei hatte anhand der DNA-Probe von Mariannes Sohn Hugo einen Verwandtschaftstest durchgeführt. Die Wissenschaft hatte ihr Urteil gefällt – und Servaz spürte, wie sein Verstand ins Wanken geriet. Die Adresse entsprach einem abgeschiedenen Haus inmitten des Białowieża-Urwalds. Einer der letzten Primärwälder Europas, eine letzte Spur des riesigen Herzynischen Waldes, der zu Beginn des christlichen Zeitalters den gesamten Norden des europäischen Kontinents einnahm. DNA-Proben hatten bestätigt, dass sich Hirtmann hier aufgehalten hatte. Genauso wie mehrere Frauen, die im Laufe der letzten Jahre in verschiedenen europäischen Ländern verschwunden waren. Darunter Marianne ...

Servaz hatte auch erfahren, dass *Osoba* auf Polnisch »niemand« bedeutete: Auch Hirtmann hatte seinen Homer gelesen.

Aber natürlich endete da die Spur ...

Einen Monat später war Servaz krankgeschrieben worden. Er kam in dieses Reha-Zentrum für depressive Polizisten, wo man ihn zwang, täglich zwei Stunden Sport zu treiben und Routineaufgaben zu erledigen, wie zum Beispiel Laub zusammenzukehren. Ohne zu murren beugte er sich diesen Arbeiten, aber er weigerte sich, an den Gesprächsrunden teilzunehmen. Als wollte er den Umgang mit den anderen Insassen meiden. Ob wegen ihrer Erlebnisse oder aus einem Urinstinkt heraus, aber fast alle waren Alkoholiker, als sie hier ankamen. Diese Polizisten hatten jahrelang mit den Abgründen des menschlichen Lebens zu tun gehabt und waren schließlich abgestürzt. Sie ertrugen es nicht mehr, jeden Tag aufs Neue als Bullen, Polypen, Dreckskerle und Abschaum

beschimpft zu werden, mitzuerleben, wie ihre Kinder auf dem Schulhof angegriffen wurden, weil ihre Väter Polizisten waren, und wegzustecken, dass ihre Frauen auf und davon gingen, weil sie genug von diesem Leben hatten. Die Polizisten hatten es satt, ihr Leben lang verabscheut zu werden, während es sich die Verbrecher, die wirklichen Dreckskerle, auf den Terrassen der Cafés oder in ihren Betten bequem machten ... Die meisten, die hier waren, hatten sich schon mindestens einmal die Mündung ihrer Dienstwaffe in den Mund gesteckt.

Die Depression machte einen unfähig, irgendeine Aufgabe zu erfüllen. Stehlin, sein Chef, hatte schnell erkannt, dass er nicht mehr in der Verfassung war, seinen Beruf ordnungsgemäß auszuüben. Wenn man ihn gefragt hätte, hätte er das auch persönlich bestätigen können: Er piff neuerdings auf Mörder, Vergewaltiger und Drecksäcke jeder Couleur. Er piff darauf und auf alles Übrige – den Geschmack von Nahrungsmitteln, Fernsehnachrichten und den Zustand der Welt –, ja sogar auf seine geliebten lateinischen Schriftsteller.

Und sogar auf die Musik von Mahler ...

Dieses Symptom hatte ihn am meisten beunruhigt. War er jetzt wieder auf den Beinen? Nicht sicher. Doch seit einiger Zeit fingen in der düsteren, trostlosen Landschaft, in die sich sein Leben verwandelt hatte, die kleinen Triebe wieder an zu grünen, und das Blut floss wieder durch seine Adern. Seit einiger Zeit juckte es ihn wieder beim Gedanken an eine bestimmte unerledigte Akte auf seinem Schreibtisch. Er hatte sogar seinen Assistenten Espérandieu, seinen einzigen echten Freund gefragt, dessen Gesicht sich aufgehellt hatte: »Sieh mal einer an!«, hatte er gesagt. Und Servaz hatte zurückgelächelt.

Vincent hörte gerne Independant, Las Mangas und interessierte sich für so tief sinnige Dinge wie Videospiele, Kla-

motten und technischen Schnickschnack, war aber dennoch einer, dem Servaz zuhörte und den er respektierte. Er hatte Martin von der neuesten Entwicklung zweier besonders heikler Fälle berichtet, an denen sie zusammengearbeitet hatten. Sie waren immer noch nicht gelöst. Espérandieus Lächeln war noch breiter geworden wie bei einem Jungen, der gerade einen guten Witz zum Besten gegeben hat, als er im Blick seines Chefs einen Funken Neugier entdeckte.

*Es war in unseres Lebensweges Mitte,
Als ich mich fand in einem dunklen Walde;
Denn abgeirrt war ich vom rechten Wege.*

»Wie?« Espérandieu furchte die Stirn.

»Dante«, erklärte Servaz.

»Hmm ... Übrigens ist Asselin gegangen.«

Kommissar Asselin. Er war Leiter der Kriminalabteilung.

»Wie ist sein Nachfolger?«

Espérandieu zog eine Grimasse. Servaz sah einen Wald in der Frühlingssonne. Der Boden war noch gefroren. Er stand verloren mitten im Wald, und trotz der warmen Sonnenstrahlen zwischen den Blättern fror er erbärmlich. Er verscheuchte diese Vorstellung. Es war nur ein Traum. Ganz bald schon würde er diesen Wald verlassen. Und nicht nur im Traum.

1. AKT

Dass deine faule Seele
Ew'ge Folterpein quäle!

Madame Butterfly

DER VORHANG HEBT SICH

Ich schreibe diese Worte. Die letzten. Und beim Schreiben weiß ich, dass es vorbei ist: Diesmal gibt es keine Umkehr. Du wirst es mir übelnehmen, dass ich dir das an einem Weihnachtsabend antue. Ich weiß, das verletzt in höchstem Maße deinen verdammten Sinn für Schicklichkeit. Du und dein aufgeplustertes Getue. Dabei habe ich deinen Lügen und deinen Versprechungen geglaubt. Immer mehr Worte und immer weniger Wahrheit – das Merkmal der heutigen Zeit.

Ich werde es aber wirklich tun. Das zumindest ist kein leeres Gerede. Zittert jetzt deine Hand? Bricht dir der Schweiß aus?

Oder vielleicht lächelst du, wenn du diese Zeilen liest. Steckst hinter all dem du? Oder deine Zicke? Habt ihr mir all diese Opern geschickt? Und auch den Rest? Egal. Es gab eine Zeit, in der ich alles gegeben hätte, um zu erfahren, wer mich dermaßen hasst, eine Zeit, in der ich verzweifelt herausfinden wollte, wie ich so viel Hass erzeugen konnte. Denn zwangsläufig kam das von mir, sagte ich mir. Aber das ist jetzt vorbei.

Ich glaube, ich verliere den Verstand. Schnappe total über. Sofern nicht die Pillen schuld sind. Auf jeden Fall kann ich jetzt nicht mehr. Diesmal ist Schluss. Ich höre auf. Stopp. Wer auch immer es sein mag, er hat gewonnen. Ich schaffe es nicht mehr. Ich finde keinen Schlaf mehr. Stopp.

Ich werde nie heiraten, werde nie Kinder haben: Diesen Satz

habe ich in einem Roman gelesen. Scheiße. Jetzt verstehe ich, was er bedeutet. Natürlich gibt es Dinge, die mir fehlen werde. Manchmal kann das Leben ausgesprochen fabelhaft sein, vermutlich, um uns dann nur noch tiefer zu verletzen ... Du und ich, vielleicht hätte sich das mit der Zeit zusammengefügt. Vielleicht aber auch nicht ... Ist nicht schlimm. Ich weiß, du wirst mich schnell vergessen haben, mich ablegen unter den unangenehmen Erinnerungen, in denen man nicht schwelgen mag. Mit reumütigem Blick wirst zu deiner Zicke sagen: »Sie war verrückt, depressiv; ich wusste gar nicht, wie sehr.« Und dann werdet ihr schnell zu etwas anderem übergehen. Lachen werdet ihr und vögeln. Mir ist das egal: Verreck du nur. Ich fange schon mal damit an.

TROTZDEM FRÖHLICHE WEIHNACHT

Christine betrachtete die Rückseite des Umschlags: kein Absender. Auch keine Briefmarke. Nicht einmal ihr Name: *Christine Steinmeyer*. Jemand hatte den Brief in ihren Briefkasten geworfen. Es musste sich wohl um einen Irrtum handeln: Dieser Brief war nicht für sie. Sie musterte die Briefkästen, die sich an der Wand reihten. Die Namen auf den Etiketten waren handgeschrieben. Derjenige, der den Brief bei ihr eingeworfen hatte, hatte wohl den falschen Briefkasten erwischt.

Dieser Brief ist für jemand anderen bestimmt ... für einen anderen Mieter in diesem Haus.

Der Gedanke, der ihr plötzlich durch den Kopf ging, ließ ihr den Atem stocken. *War es das, wonach es aussah? Gütiger Gott. Das Einzige, was sie empfand, war ein plötzlicher Schwindel. Erneut heftete sie den Blick auf den maschinengeschriebenen Doppelbogen: Wenn ja, musste sie unbedingt jemandem Bescheid sagen ... Ja, aber wem? Sie dachte an die*

Person, die den Brief verfasst hatte – an den Zustand, in dem sie sich befinden musste, oder an das, was sie in diesem Augenblick tat –, und eine Eisenklammer krallte sich um ihre Brust. Sie las nochmals die letzten Zeilen, ganz langsam, und analysierte jedes Wort: »*Verreck du nur. Ich fange schon mal damit an.*« Es bestand kein Zweifel: Es war der Brief eines Menschen, der den Selbstmord plante.

Oh, Scheiße ...

Am Heiligen Abend stand ein Mensch in dieser Stadt oder in der Umgebung im Begriff, sich umzubringen – oder hatte es bereits getan ... Und Christine war die Einzige, die davon wusste. Und sie hatte keinerlei Möglichkeit, es zu verhindern, denn die Person, die diesen Brief heute Abend eigentlich lesen sollte (diesen Brief, der allem Anschein nach auch ein Hilferuf war), würde ihn nicht lesen.

Ein Scherz. Das muss ein Scherz sein ...

Noch einmal las sie die ersten Zeilen. Suchte nach Hinweisen auf einen Betrug. Aber wer würde sich die Mühe machen, am Weihnachtsabend einen solchen Scherz zu machen? Mit was für einem Kranken hatte man es hier zu tun? Sie wusste, dass viele alleinstehende Menschen diese Zeit des Jahres hassten, sich noch einsamer fühlten als sonst, aber gingen sie wirklich so weit? Im Übrigen hörte sich der Ton dieses Briefes erschreckend echt an. Der Inhalt ging davon aus, dass der Leser bestimmte Details bereits kannte.

Wenn da wenigstens ein Vorname stünde, ein Detail, dann hätte sie an jede Tür klopfen und fragen können:

»Kennen Sie die oder den Sowieso?«

Das Licht ging aus und tauchte das Treppenhaus in Dunkelheit. Nur durch die gusseisernen Beschläge der doppelten Glastür schimmerte schemenhaft das Straßenlicht. Sie zuckte zusammen. Blickte zur Tür, als ob die Person, die den Umschlag in ihren Briefkasten gesteckt hatte, jeden Augenblick

auftauchen könnte. Die Bäckerei gegenüber hatte ihr Schau-
fenster dekoriert, und sie erkannte durch das Schneegestöber
den Schlitten eines Weihnachtsmanns in der Auslage. Im
finsteren Treppenhaus fröstelte sie, und zwar nicht nur we-
gen des Briefes. Für sie war Dunkelheit genauso erschre-
ckend gefährlich wie eine Rasierklinge.

In diesem Augenblick vibrierte das Handy in ihrer Tasche.

»Was treibst du denn?«

Sie ließ die schwere Glastür hinter sich zufallen. Auf dem
Gehweg wirbelte ein kalter Wind ihren Schal hoch. Schnee-
flocken schmolzen auf ihren Wangen. Es hatte wieder ange-
fangen zu schneien. Auf der Fahrbahn hatte sich bereits ein
dünner Belag gebildet. Sie sah die Straße entlang und ent-
deckte Gérald, der ihr mit der Lichthupe ein Zeichen gab.

Als sie die Beifahrertür öffnete, begrüßten sie der Song
Jubilee Street von Nick Cave & The Bad Seeds und eine Duft-
wolke von Leder, neuem Plastik und Rasierwasser. Sie ließ
sich auf den Beifahrersitz des geräumigen weißen Crossover
fallen. Gérald wandte sich ihr zu – sein spezielles Weih-
nachtslächeln umspielte seine Mundwinkel. Als er sich zu ihr
beugte, um sie zu küssen, kitzelte sein weicher grauer Sei-
denschal sie am Kinn. Sie spürte die Wärme, die sein Woll-
mantel ausstrahlte, und den angenehmen Duft, der von sei-
ner Kleidung und den Lederhandschuhen ausging. Es war
wie ein Schuss Heroin, die Sucht schlug zu und erweckte ihr
Verlangen.

»Bereit für ›Monsieur-vorher-war-es-besser‹ und ›Mada-
me-Sie-essen-ja-nichts-meine-Liebe?‹, fragte er und richtete
sein Handy auf sie.

Er drückte auf die Foto-App.

»Was tust du da?«

»Wie du siehst, mache ich ein Foto von dir.«

Seine Stimme erwärmte sie wie ein cremiger Schluck Irish Coffee, aber es fiel ihr schwer, unbekümmert zu lächeln.

»Schau dir erst mal das da an.«

Sie knipste die Deckenleuchte an und reichte ihm das Blatt und den Umschlag.

»Christine, wir sind eh schon spät dran ...«

Er hatte eine einschmeichelnde und doch feste Stimme – eine Mischung aus Sanftheit und Autorität. Genau das hatte sie bei ihrer ersten Begegnung am meisten an ihm fasziniert, viel mehr als sein Äußeres.

»Schau's dir trotzdem an.«

»Wo hast du das gefunden?«

Sein Ton klang fast missbilligend, als ob er sie dafür verantwortlich machte, dass sie diesen Brief gefunden hatte.

»In meinem Briefkasten.«

Trotz des schummerigen Lichts sah sie, wie seine Augen hinter den Brillengläsern vor Überraschung aufblitzten. Und vor Gereiztheit. Gérald hatte eine Abneigung gegen Unvorhergesehenes.

»Und?«, wollte sie wissen. »Was hältst du davon?«

Er zuckte die Schultern.

»Das ist bestimmt ein Scherz. Was glaubst du denn?«

»Ich glaube nicht, dass es ein Scherz ist. Klingt ziemlich echt.«

Er seufzte, setzte die Brille auf und betrachtete im schwachen Licht der Deckenleuchte erneut das Blatt. Schneeflocken wirbelten im Strahlenbündel der Scheinwerfer. Ein Auto fuhr mit einem dumpfen Rauschen an ihnen vorbei. Christine fühlte sich wie in einem U-Boot, in dieser dunklen, kalten Kabine mitten im Schnee. Über Géralds Schulter las sie den Brief noch einmal. Die Worte legten sich wie Schneeflocken in ihrem Kopf nieder.

»Dann handelt es sich um einen Irrtum«, erklärte er. »Dieser Brief war an jemand anderen gerichtet.«

»Genau.«

Erneut sah er sie an.

»Hör zu, dieses Rätsel lösen wir später. Meine Eltern warten bestimmt schon.«

Ja, ja, ja, natürlich: deine Eltern ... Weihnachten ... Was macht das schon aus, wenn eine Frau versucht, sich heute Abend umzubringen?

»Gérald, ist dir klar, was dieser Brief bedeutet?«

Er nahm die Hände, welche in Handschuhen steckten, vom Lenkrad und legte sie auf die Schenkel.

»Ich glaube schon«, sagte er sehr ernst, aber widerstrebend. »Was ... sollen wir deiner Meinung nach tun?«

»Ich weiß nicht. Hast du keine Idee? Wir können doch nicht einfach nichts tun ...«

»Hör zu. (*Schon wieder dieser tadelnde Ton, der wohl ausdrücken sollte: Christine, nur du schaffst es, in so ein Schlamassel zu geraten.*) Liebling, wir sind mit meinen Eltern verabredet: Du lernst sie heute kennen, und wir sind fast schon eine Stunde zu spät dran. Vielleicht ist dieser Brief echt – oder vielleicht auch nicht ... Ich verspreche dir, wenn wir dort sind, kümmern wir uns darum, aber erst mal müssen wir los.«

Er hatte in aller Ruhe gesprochen, ganz vernünftig. Zu vernünftig: Genau diesen Ton schlug er an, wenn sie ihn verstimmt, was in letzter Zeit immer häufiger geschah. Implizit hieß das: *Merk dir gut, wie übernatürlich geduldig ich bin.* Sie schüttelte den Kopf.

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist es ein Hilferuf, der nicht gehört wird, weil die Person, die den Brief lesen soll, ihn nicht liest, oder jemand bringt sich tatsächlich heute Abend um – und in beiden Fällen bin ich die Einzige, die es weiß.«

»Wie bitte?«

»Du hast mich ganz richtig verstanden: *Wir müssen die Polizei benachrichtigen.*«

Er verdrehte die Augen.

»Aber dieser Brief ist nicht einmal unterschrieben. Und es steht keine Adresse auf dem Umschlag. Selbst wenn wir zur Polizei gehen, was sollen die denn tun? Und überleg mal, wie lange das dauert ... Da können wir unseren Heiligen Abend vergessen.«

»Unseren *Heiligen Abend*? Hier geht es um Leben und Tod.«

Sie merkte, wie er sich vor Verärgerung verspannte. Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Aber, verdammt noch mal, WAS SOLLEN WIR, DEINER MEINUNG NACH, TUN?«, rief er. »Christine, wir haben keinerlei Möglichkeit, herauszufinden, um wen es geht. GAR KEINE! Und außerdem ist es ziemlich wahrscheinlich, dass das ein Bluff ist: Wenn man am Ende ist, wirft man keinen Brief in einen Briefkasten, man hinterlässt eine Nachricht bei sich zu Hause oder trägt sie bei sich. Vermutlich ist das einfach eine Wichtiguerin, die am Weihnachtsabend allein ist und auf diese Art Aufmerksamkeit erregen will. Sie ruft um Hilfe, aber das heißt nicht, dass sie zur Tat schreitet.«

»Du willst also, dass wir Weihnachten feiern, als wäre nichts geschehen, als ob ich diesen Brief nie gefunden hätte?«

Géralds Augen blitzten hinter den Brillengläsern auf. Dann blickte er durch die Frontscheibe – auf der inzwischen eine durchsichtige Schneeschicht lag –, als hoffte er, jemand würde ihm zu Hilfe kommen.

»Aber um Himmels willen, Christine. Es ist dein erstes Treffen mit meinen Eltern. Du kannst dir vorstellen, wie das wirkt, wenn wir mit drei Stunden Verspätung aufkreuzen.«

»Du erinnerst mich an die Schwachköpfe, die sagen: ›Hätte er nicht woanders Selbstmord begehen können‹, wenn ihr Zug nicht weiterfahren kann.«

»*Du bezeichnest mich also als Schwachkopf?*«

Seine Stimme war eine Oktave tiefer geworden. Sie musterte ihn verstohlen. Er war leichenblass, selbst seine Lippen hatten jegliche Farbe verloren.

Scheiße, sie war zu weit gegangen ... Beschwichtigend hob sie die Hand.

»Nein, nein. Natürlich nicht. Verzeih mir. Hör zu, es tut mir leid. Aber wir können doch nicht einfach tun, als sei nichts geschehen, oder?«

Er seufzte genervt. Dachte nach. In ihren Lederhandschuhen umklammerten seine Hände das Lenkrad. Ihr kam der bizarre Gedanke, dass in diesem Auto viel zu viel Leder war.

Er seufzte erneut.

»Wie viele Wohnungen gibt es in deinem Haus?«

»Zehn. Zwei auf jedem Stockwerk.«

»Ich schlage dir Folgendes vor: Wir klopfen an jede Tür, zeigen deinen Brief und fragen die Mieter, ob sie sich vorstellen können, wer ihn geschrieben haben könnte.«

Sie musterte ihn.

»Meinst du wirklich?«

»Ja. Wahrscheinlich ist sowieso mindestens die Hälfte der Mieter über Weihnachten weg, das mindert schon mal den Aufwand.«

»Und deine Eltern?«

»Ich rufe sie an und erkläre ihnen, was los ist und dass wir uns verspäten. Das verstehen sie schon. Und wir können das Suchfeld sogar noch weiter eingrenzen: Dieser Brief ist ganz offensichtlich an einen Mann adressiert. Weißt du, wie viele Singles es bei euch gibt?«

Ja, das wusste sie. Das Haus war alt. Der vorherige Eigentümer hatte es in kleine Apartments aufgeteilt – Ein- und Zweizimmerwohnungen, mit denen er den höchstmöglichen Profit erzielen wollte. Es gab lediglich zwei große Wohnungen für Familien, in dem Stockwerk unter ihr.

»Zwei«, erwiderte sie.

»Also brauchen wir nur ein paar Minuten. Vorausgesetzt, sie sind zu Hause und nicht über Weihnachten weggefahren.«

Sie sah ein, dass er recht hatte. Darauf hätte sie auch selbst kommen müssen.

»Wir werden auch an den anderen Türen läuten, für alle Fälle«, fügte er hinzu. »So lange dauert das ja nicht. Und danach verschwinden wir.«

»Und wenn nichts rauskommt?«, wollte sie wissen.

Er warf ihr einen Blick zu, der bedeutete: *Treib es bloß nicht zu weit.*

»Von meinen Eltern aus rufe ich die Polizei an und frage, was zu tun ist. Christine, mehr können wir nicht tun. Ich werde nicht wegen eines Scherzes den Weihnachtsabend kaputt machen.«

»Danke«, sagte sie.

Er zuckte die Schultern, warf einen Blick in den Rückspiegel. Dann öffnete er die Tür und tauchte in die kalte Nacht ein; er hinterließ einen Rest von Wärme und seinen männlichen Duft.

21:21 Uhr, 24. Dezember. Einmal schneite es in Toulouse. Am Nachthimmel zogen Wolken dahin, die Passanten wälzten sich in einer diffusen Masse voran. Lichter und Weihnachtsschmuck leuchteten auf den Gehwegen, die unter einer immer dichter werdenden Schneedecke versanken. Sie hatte jetzt Radio 5 eingeschaltet. Ihre Kollegen dort schnatterten so aufgeregt, als verkündeten sie das Ende der Welt

oder den Dritten Weltkrieg. Hinter den Rädern der Autos wurde der Schnee zu im Abgas schillerndem Matsch. Der Crossover war auf dem Hang nach Jolimont etwas ins Schleudern geraten, nachdem sie den Pont Pompidou überquert und an dem großen Torbau der Mediathek vorbeigefahren waren. Überall hupte, grölte und brummte es. Eine hektische Mischung aus Ungeduld und Überreiztheit. Auch Gérald kochte, aber insgeheim. Ihre Verspätung betrug inzwischen über zwei Stunden.

Sie dachte wieder an den Brief, an die Person, die ihn geschrieben hatte.

Natürlich hatten sie nichts erreicht: Die drei Singles waren über Weihnachten verreist. Die Ehepaare ebenfalls. Blieben nur noch zwei Familien, eine mit vier Kindern: Knirpse, die genauso überreizt waren wie die Leute auf der Straße. Sie plärrten so laut, dass Gérald laut werden musste, als er ihren Eltern den Brief unter die Nase hielt. Anfangs schienen der Mann und die Frau nichts von dem zu begreifen, was er ihnen sagte. Als sich in ihren von den Weihnachtsvorbereitungen verstopften Köpfen allmählich das Verständnis einen Weg gebahnt hatte, bemerkte Christine im Blick der Frau ein argwöhnisches Leuchten, als sie zu ihrem Mann schaute. Aber Ahnungslosigkeit und Verblüffung des Ehemanns schienen echt zu sein. Die zweite Familie bestand aus einem jungen Paar mit Kind. Sie wirkten sehr harmonisch und verschworen, und ganz kurz hatte sie sich gefragt, ob Gérald und sie eines Tages auch so wären. Sie schienen ehrlich schockiert über den Inhalt des Briefes: »Mein Gott, was für eine grauenhafte Geschichte!«, hatte die junge, sichtlich schwangere Frau gerufen. Einen Moment lang hatte Christine befürchtet, sie würde in Tränen ausbrechen. Anschließend gingen sie und Gérald, ohne ein Wort zu wechseln, die Treppe hinunter.

Sie betrachtete ihn von der Seite. Er saß mit zusammengebissenen Zähnen am Steuer. Seit sie losgefahren waren, hatte er kein Wort gesagt. Und er hatte diese fast schmerzliche Falte auf der Stirn, die sie gelegentlich an ihm sah.

»Wir haben getan, was wir tun mussten«, erklärte sie.

Er schwieg, nickte nicht einmal. Einen Augenblick lang nahm sie es ihm übel, dass er ihr ein schlechtes Gewissen machen wollte. Denn das wollte er doch, oder? Hätten sie nicht vielmehr ein schlechtes Gewissen der Person gegenüber haben müssen, die sie nicht retten konnten? Sie fragte sich, ob es an ihr lag oder ob er ihr, je enger ihre Beziehung wurde, wirklich immer mehr Kontra gab. Am Ende wischte er immer alles durch ein Lächeln oder einen Scherz beiseite. Doch seit einiger Zeit hatte sich sein Verhalten verändert, und sie wusste auch, seit wann. Seit das Wort *Heirat* zur Sprache gekommen war.

Weihnachten. Scheiße. Unser erster Weihnachtsabend. Heute Abend seine Eltern und morgen meine. Werden sie ihn mögen? Wird er sie mögen? Du solltest dir keine solchen Gedanken machen: Alle lieben Gérald. Seine Kollegen, seine Studenten, seine Freunde, sein Werkstattbesitzer, selbst dein Hund ... Das hast du dir doch beim ersten Mal bei dem Empfang im Capitoile gesagt, oder? Erinnerst du dich? Es gab viel schönere, besser gebaute, schlankere und zweifellos auch brillantere Mädchen als mich – aber er hat dich angesprochen, und als du ihm eine Abfuhr erteilt hast, stand er trotzdem wieder auf der Matte. Wegen dir hat er den Kopf von seinem Glas voller Eiswürfel, Rum und großen grünen Limonenscheiben – einer Caipirinha – gehoben, als sei er aus einem langen Schlaf erwacht. Und dann sagte er: »Ihre Stimme erinnert mich an etwas ... Wo nur habe ich sie schon gehört?« Auch als du dich etwas zu lange über deinen Job bei Radio 5 ausgelassen hast, hat er dir

zugehört. Wirklich zugehört ... Du wolltest witzig sein, geistvoll, aber letztlich warst du es keineswegs. Doch er schien alles, was du gesagt hast, amüsan und unterhaltsam zu finden.

Alle mochten Gérald – aber ihre Eltern waren eben nicht alle. Guy und Claire, *die Dorians vom Fernsehen*. Versuchen Sie mal, bei Leuten anzukommen, die Arthur Rubinstein, Chagall, Sartre, Tino Rossi, Gainsbourg und Birkin und viele mehr in ihrer Sendung zu Gast hatten ...

Ganz richtig, bekräftigte die zarte Stimme, die sie im Laufe der Jahre zu verabscheuen gelernt hatte, der sie aber dennoch zuhörte.

Papa wird ihn weder lieben noch hassen: Er wird ihm schnurzegal sein, ganz einfach. Mein Vater interessiert sich ausschließlich für eines: sich selbst. Es war nicht leicht, als ehemaliger Quotenkönig – ein Typ, der ständig im Fernsehen war – wieder in der Anonymität zu versinken. Mein Vater ist einer, der für immer in einem Bad von Nostalgie und Erinnerungen schwimmt und seine Selbstsucht im Alkohol ertränkt, und er bemüht sich nicht einmal, das zu verbergen. Gut – und dann? Soll er sich doch die letzte Zielgerade seines Lebens kaputt machen, aber mein Leben lasse ich mir nicht zerstören.

»Alles in Ordnung?«, fragte Gérald.

Seine Stimme verriet leichte Zerknirschung. Sie nickte.

»Weißt du, ich verstehe, dass dieser Brief dir Unbehagen gemacht hat ...«

Sie sah ihn an. Nickte. Dachte aber bei sich: *Natürlich verstehst du es überhaupt nicht*. Sie hatten ihre Schritte verlangsamt, betrachteten ein großes Werbeplakat über einer überdachten Bushaltestelle. Es war eine Werbung für Dolce &

Gabbana. Sie hatte sie schon an anderer Stelle in der Stadt gesehen. Fünf kräftige junge Männer, die eine am Boden liegende Frau umstehen. Sie sind muskulös, ihre Körper glänzen. Sind schön und strahlen eindeutig eine sexuelle Spannung aus. Ihre Oberkörper sind nackt, einer von ihnen hält die Frau auf dem Boden. Sie bäumt sich auf. Vergeblich. Ihre Abwehrgeste ist nicht eindeutig. Die Raffinesse der Szene – wenn man überhaupt von Raffinesse reden kann – besteht darin, dass es trotz der ultraprovozierenden Haltung der Liegenden schwierig ist zu beurteilen, ob sie das alles freiwillig macht oder nicht. Doch es besteht keinerlei Zweifel daran, was ihr bevorsteht. *Reine Provokation für Zombie-Verbraucherinnen*, dachte sie. Irgendwo hatte Christine gelesen, zwei von drei Franzosen seien unfähig, in einer Werbung sexistische Rollenbilder zu erkennen. Frauenbilder auf Plakaten, Frauenkörper auf Werbepostern, die Öffentlichkeit war gesättigt mit strahlenden Frauenfiguren. Christine hatte vor einiger Zeit die Leiterin eines Verbands für Frauen in Not in ihre Sendung eingeladen. Tag für Tag erhielt sie Anrufe von Ehefrauen, die von ihren Männern verprügelt wurden, von Ehefrauen, die nicht mit ihren Nachbarn reden durften, geschweige denn mit anderen Männern, Frauen, die in Panik waren, ob womöglich das Essen verkocht oder versalzen war, Frauen, deren Körper Brüche und Prellungen aufwiesen, Frauen, die weder Zugang zu einem Bankkonto hatten noch zu einem Arzt gehen durften, Frauen, die – wenn sie den Mut aufbrachten, bei dem Verband vorzusprechen – einen leeren, gehetzten Blick hatten.

Eines Tages, sie war noch ein Kind, hatte sie selber eine derartige Szene erlebt ... Deshalb hatte sie das Bedürfnis, in ihre Sendung starke Frauen einzuladen, Frauen, die ein Vorbild waren: Chefinnen, Frauen mit Mut, Künstlerinnen, Politiker-

innen – und deshalb würde sie sich auch nie von einem Mann ihr Verhalten vorschreiben lassen.

Bist du dir da ganz sicher?

Gérald achtete nicht mehr auf sie. Er blickte geradeaus und war in Gedanken versunken, deren Inhalt ihr unbekannt war. Wer war die Verfasserin des Briefes? Sie musste es unbedingt herausfinden.